

Buchbesprechungen

Neuere China-Literatur

Wenn wir uns auf unsere deutschen Medien verlassen, dann scheint China vorwiegend als ein Land interessant zu sein, in dem die Menschenrechte mißachtet werden und das Tibet unterdrückt. Man muß annehmen, daß man im übrigen gar nichts von China weiß, was dazu beiträgt, daß jene beklagenswerten Erscheinungen unangemessen gewichtet werden. Denn sonst wäre es nicht zu verstehen, daß man im Falle des Nahen Ostens oder gar Afghanistans beispielsweise großzügig über die Unterdrückung der Rechte der Frauen hinweggeht und daß man Rußland in den Europarat aufgenommen hat, als es Krieg mit Tschetschenien führte; kein westlicher Politiker hat in diesem Zusammenhang jemals erklärt, worin der Unterschied der offensichtlich für unsere Menschenrechtler akzeptablen russischen Tschetschenien-Politik und der chinesischen Tibet-Politik besteht.

Bevor man daher fortfährt, China als den Menschenrechts-Buhmann „auszugrenzen“ (wie man das ja wohl heute nennt), sollte man sich erst einmal über die dort herrschenden Bedingungen informieren. Dafür eignet sich mit unten noch zu begründenden Einschränkungen nachstehende Quelle:

Dick Wilson, *China - The Big Tiger*. London: Little, Brown & Co., 1996, ISBN 0316 90714 6, XXVII, 547 S., 20 £.

Dick Wilson, der als Journalist vierzig Jahre lang über China berichtet hat, legt mit seinem China-Buch eine Bestandsaufnahme vor, die insofern gerade zum richtigen Zeitpunkt erschienen ist, als mit dem Tode Deng Xiaopings, des Initiators der Entwicklung, die China zu einem

Partner in Weltwirtschaft und Weltpolitik gemacht hat, eine Periode zum Abschluß kam. Es ist eine Periode, die noch von den Teilnehmern des Langen Marsches geprägt war. Heute jedoch ist eine neue Generation angetreten. Um ihre Politik und eventuelle neue Entwicklungen beurteilen zu können, ist es notwendig, unser bisheriges Wissen zusammenzutragen. Das muß allerdings nicht heißen, daß unser Autor nur in die Vergangenheit blickte. Er gibt durchaus auch Hinweise auf den Weg, den China in Zukunft gehen könnte.

Nach einem wohlthuend kurzen historischen Überblick, der eine gute Zusammenfassung darstellt, behandelt Wilson in vier Hauptteilen seines Buches die politische und die ökonomische Situation, die Probleme mit den Minderheiten, den Nachbarn und die Thematik des „Greater China“, sowie die darüber hinaus reichenden internationalen Ambitionen des Landes.

Aus dem politischen Teil sei festgehalten, daß der Autor überzeugt ist, daß auch in China eine zunehmende Verwestlichung das traditionelle System erodiert; er stellt aber unmißverständlich heraus, daß viele Aspekte unseres westlichen Denkens einfach nicht zum chinesischen Nationalcharakter passen - eine Erkenntnis, die inzwischen auch dem amerikanischen Präsidenten klar geworden zu sein scheint. Hier sind besonders die von Wilson zitierten skeptischen Bemerkungen chinesischer Dissidenten interessant, die von westlichen Medien gern zu Symbolen demokratischer Gehversuche hochgehjubelt werden. Wir sollten damit zufrieden sein, daß eine Mehrheit der Chinesen nach Wilson nicht mehr an Kommunismus und Sozialismus glaubt. So weit haben ja wir es kaum gebracht!

Vor allem Wilsons Kapitel über den Tiananmen-Zwischenfall regt zum Nachdenken an. Wir wollen uns mit einem Zitat des Dissidenten und Gewerkschaftsführers Han Dongfang begnügen (S. 106): „Niemand hat das Recht, seine individuellen ‘Menschenrechte’ über die umfassenden Interessen seines Landes und seiner Nation zu stellen!“

Im wirtschaftlichen Teil des Buches erfahren wir vieles über den immer wieder durchscheinenden Widerspruch zwischen Planung und Marktwirtschaft, letztlich symbolisiert in den unwirtschaftlichen Staats-

betrieben; die Probleme der Landwirtschaft, an der sich ausgerechnet der „Bauernführer“ Mao Zedong versündigt hat; die Frage nach der Zukunft von 200 Millionen Arbeitslosen; die Korruption; aber auch die unübersehbaren Erfolge der Industrialisierung und des Ausbaus der Handelsbeziehungen.

In der Diskussion der Minderheitenprobleme macht Wilson einerseits deutlich, daß die Außenwelt vielleicht durch die Gestalt des Dalai Lama die tatsächliche Lage falsch einschätzt; denn: „Tibet tritt in seine post-religiöse Phase ein.“ (S.316) Die Beurteilung der Situation in Tibet sollte also nicht allein nach der Position erfolgen, in der sich die Lamaklöster befinden. Ob aber ausgerechnet die hier herangezogene Autorin Han Suyin an dieser Stelle die richtige „Gewährsfrau“ ist, bezweifle ich lebhaft! Es wird überdies deutlich, daß nicht nur das Minderheitsgebiet von Tibet ein Problem für die chinesische Führung darstellt, wie wir ja auch von den erneuten Unruhen in Xinjiang im Februar 1997 her wissen. Und nach Wilson könnte eine Destabilisierung in China eher aus dem „Fernen Westen“ des Landes als aus seinem Inneren kommen (S.328).

Recht gut gelungen scheint mir die Darstellung des Verhältnisses zu Hong Kong zu sein, und der Rückfall der britischen Kronkolonie am 1. Juli 1997 an China ist ein weiterer Aspekt, der das Buch Wilsons zu einer Art Haltepunkt in unserer China-Betrachtung macht. Angesichts der bereits seit Jahren engen Verflechtung der Wirtschaft Hong Kongs, aber auch der Wirtschaft Taiwans und der gesamten überseechinesischen Gemeinschaft mit der Volksrepublik müssen wir zugeben, daß die Zukunft bereits begonnen hat.

„Greater China“ ist die Plattform, von der aus sich die internationalen Beziehungen Chinas heute entwickeln können, denen der Schlußteil des Buches gewidmet ist. Dabei handelt der Autor die chinesisch-japanischen Beziehungen, das Verhältnis zur „Dritten Welt“ und das zum Westen ab.

Wenn ich mich nach der Lektüre dieses Buches frage, was es dem Leser vermittelt, dann interessiert mich vor allem, welche Zusammenhänge der Autor präsentiert. Aber ist er instande, solche Zusammenhänge zu überschauen? Kann er beispielsweise chinesische Quellen lesen? Diese

Frage muß man stellen, da er zwar einige chinesische Zeitungen zitiert, aber nach einer Quelle aus Taiwan, die englischsprachige Übersetzungen veröffentlicht. Hier hätte ich mir eine kritische Bemerkung zum Wert solcher Quellen gewünscht. Wie verlässlich sind sie? Sind sie ungekürzt? Und kann Wilson die chinesischen Zeitungen lesen, bei denen er keine Übersetzungsquelle angibt? Warum hat er dann aber überhaupt keine weiteren chinesischsprachigen Quellen benutzt? Wie weit gibt er dann überhaupt chinesische Meinungen von sich?

Wenn beispielsweise Zhou Enlai tatsächlich gesagt haben soll, daß China sich gegen Stalin und Chruschtschow stellen konnte, weil es auf den japanischen Investitionen in Nordost-China aufbauen konnte (S. 417f.; hier fehlt eine nachprüfbare Quellenangabe!), dann hätte er untersuchen müssen, was von diesen Investitionen überhaupt übrig geblieben war, nachdem die Sowjetunion viele der japanischen Anlagen nach dem Kriege demontiert und über ihre Grenze geschafft hatte. Dazu gibt es nämlich chinesische Quellen!

An anderer Stelle kommen mir Zweifel an der Fähigkeit des Autors, Phänomene einzuordnen. So spricht er S. 438 über freundschaftliche Beziehungen zwischen China und Indien. Er erwähnt, daß Chiang Kaishek die Engländer aufgefordert habe, Indien die Unabhängigkeit zu gewähren, und stellt fest, daß einige Inder darauf reagierten („responded“), indem sie sich am chinesischen Bürgerkrieg - „allerdings auf kommunistischer Seite“ - beteiligten. Als Kronzeuge muß dabei M. N. Roy herhalten.

Nun wäre es ja schon ziemlich undankbar von diesen Indern, wenn man Chiang Kaisheks Kritik gegenüber England („his allies against Japan!“) damit honorierte, daß man die Kommunisten in ihrem Kampf gegen Chiang unterstützte. Aber diese beiden Dinge haben ohnehin nichts miteinander zu tun. Chiang äußerte seine Kritik an der britischen Kolonialpolitik bei einem Besuch in Kalkutta im Februar 1942, als er mit Nehru und Gandhi zusammentraf. Und Roy war kein Repräsentant Indiens, sondern ein vom Komintern bereits im Jahre 1927 nach China entsandter Agent, der ebenso ein Russe oder ein Deutscher hätte sein können.

Es sind solche Stellen, die einen am Wert eines Buches wie diesem zweifeln lassen. Ich meine daher, es empfehlen zu können, weil es dem interessierten Leser der internationalen Presse das private Zeitungsausschnittarchiv ersetzt; aber über das, was dieser fleißige Zeitungsleser sich über China hätte aneignen können, reicht Wilsons Darstellung nicht hinaus.

Ganz gewiß kann man Wilsons Buch nicht als eine wissenschaftliche Veröffentlichung bezeichnen. Eine solche möchte ich Ihnen aber hier zusätzlich vorstellen - nicht zuletzt, um Ihnen zu demonstrieren, daß auch die Wissenschaft der Sinologie für den Nicht-Sinologen kurzweilig sein kann.

Aus Anlaß seines 65. Geburtstages erhielt der Münchner Sinologe Wolfgang Bauer von seinen Schülern und Kollegen eine Festschrift:

Helwig Schmidt-Glintzer, Hrsg., *Das andere China - Festschrift für Wolfgang Bauer zum 65. Geburtstag*. „Wolfenbütteler Forschungen“, Bd.62. Wiesbaden: Harrassowitz 1995, ISBN 3-447-03659-1, 686 S.

Wolfgang Bauer ist Anfang 1997 verstorben, was einen schmerzlichen Verlust für die deutsche Sinologie gerade in ihrem Ansehen in einer breiten Öffentlichkeit bedeutet. Denn viele Nicht-Sinologen, aber an China und seiner bis in die Gegenwart fortgeführten Geschichte interessierte Mitbürger werden auch Bauers Hauptwerke *China und die Hoffnung auf Glück* (München 1971) und *Das Antlitz Chinas* (München 1990) kennen.

Gleich im ersten Beitrag dieses Sammelbandes nach der ihrem Gegenstande sehr gerecht werdenden Würdigung des Jubilars durch den Herausgeber erfahren wir von Günther Debon, daß Schwabing eine Keimzelle der deutschen Sinologie gewesen ist, und der Einfluß, der von hier aus auf die deutsche Geisteswelt verfolgt werden kann, reicht über Klabend und Brecht, Gustav Mahler und die Elf Scharfrichter bis hin zu

Karl Valentin, dessen Ententraum ohne den Schmetterlingstraum Chuang-tzu's nicht denkbar war!

Manch eine Sinologrunde in Schwabing können wir uns feucht-fröhlich denken; denn wenn man so ganz in seiner Wissenschaft aufgeht, dann ist es nicht das schlechteste, daß man auch im alten China geistigen Getränken huldigte. Dies kann sich dann eben auch in der Wissenschaft niederschlagen, zu der Herbert Franke seinen Beitrag über das *Feuerwasser im China der Yuan-Zei* beisteuert. Es handelt sich dabei um eine kommentierte Übersetzung eines Prosatextes von Che Te-jun (1294-1365), der zwar die harten Sachen ablehnt, aber des Lobes voll ist für die „aus dem Altertum überkommenen gemäßigten Trinksitten“ (S.230).

Verschiedene Beiträge des Sammelbandes schildern uns Menschen und Umwelt im täglichen Leben des alten Chinas. Dazu gehört der Kommentar Paul U. Unschulds über einen Dialog, der die Praxis verdeutlicht, in der sich ein chinesischer Wanderarzt bewegte. Solche Wanderärzte sind in der Literatur schon aus vorchristlicher Zeit bezeugt und finden sich bis in die heutige Zeit („Barfußärzte“ in der Volksrepublik). Der Beitrag beschreibt, daß diese manchmal wie Jahrmaktschreier auftretenden Ärzte zwei Probleme zu bewältigen hatten: sich vom Patienten nicht allzu tief in die Karten schauen zu lassen und zu ihrem Gelde zu kommen.

Sehr aufschlußreich ist Michael Lackners Kommentar zur Typologie des braven Armen, in der zu unterscheiden ist zwischen der echten Armut und der freiwilligen Armut als einer Art Modeerscheinung. Die Aussage des Tang-Dichters Du Fu in diesem Zusammenhang, „er könne es sich bei der Beschränktheit seiner Mittel einfach nicht leisten, das Leben eines 'Zurückgezogenen' (d.h. eines Armen) zu führen“ (S. 106), erinnert sehr an die Feststellung, daß es Indien sehr viel Geld gekostet hat, Gandhi in Armut zu halten.⁸

Sehr aufschlußreich ist Gundula Lincks Studie über das Fremdenbild der Chinesen im Laufe ihrer Geschichte, aus der hervorgeht, daß die Chinesen

⁸ „It cost a fortune to keep Gandhi in poverty“. Trevor Fishlock: *After Gandhi*. „Granta“, vol.57 (Spring 1997), S.170.

nicht erhabener über rassistische Vorurteile waren als andere Völker. Denn wie sagte schon Konfuzius? „Die Ost- und Nordbarbaren mit ihren Fürsten reichen nicht an China, selbst im Niedergange, heran“ (S. 270). Und die Spanier in Luzon sah man im Jahre 1618 so: „Sie sind von dunkler Hautfarbe, Mörder, Diebe und Randalierer... Sie haben grimmige Gesichter, ungepflegte Haare, eine große hervorstehende Nase und riechen aus dem Mund... sie sind Lügner, Verräter, Alkoholiker und höchst arrogant“! (S. 266)

Viel von diesem Selbstbewußtsein ging in der Volksrepublik verloren, solange Mao Zedong herrschte. Obwohl man ihn häufig zu einem großen chinesischen Dichter hochstilisierte, der unauslöschliche Eindrücke auf die chinesische Literatur hinterlassen haben soll, war es gerade in den 50er Jahren die russische Literatur, die die Richtung in China bestimmte. Der Beitrag Rudolf G. Wagners bringt dazu eine Fülle von Beispielen, die geradezu deprimierend wirkten, wenn man nicht wüßte, daß auch in China selbst die schlimmsten Auswüchse der kulturfeindlichen Kulturrevolution alte Talente nicht verschütten konnte.

Und wenn wir schon von internationalen Befruchtungen sprechen, dann muß man Martin Gimms Beitrag über *Julius Klaproth als 'studentische Hilfskraft' bei Goethe* erwähnen. Klaproth (1783-1835) war ein Orientalist, der Bibliographien der chinesischen Literaturbestände in Berlin und St. Petersburg angefertigt hat. Eine weitere Bibliographie erfaßte die 34 chinesischen Titel in der Bibliothek des Weimarer Hofrates Christian Wilhelm Büttner (1716-1801). Goethe als Aufsichtsbeamter der Weimarer Bibliotheken hatte nach dem Tode Büttners dessen Wohnung „aufsiegeln“ lassen und fand eine „Gerümpel-Wirtschaft“ vor, in der sich 6.000 bis 8.000 Bände befanden, von denen man nichts gewußt hatte (S. 571). Wie weit Klaproth allerdings für ein kurzfristiges Interesse Goethes an der chinesischen Sprache ursächlich war, ist schwer festzustellen (S. 579).

Diese Beispiele aus verschiedenen Beiträgen der Festschrift mögen hier genügen. Der Leser findet fast zwanzig weitere Beiträge zum Leben im alten China, zur Sprache, Literatur und Ästhetik und zu Chinas Verhältnis zu seinen Regionen und zu Europa, die er mit Gewinn lesen wird.

Und schließlich will ich Sie erneut auf Oskar Weggel hinweisen, der ebenfalls ein Produkt der Münchner Sinologie ist und sich Verdienste bei der Interpretation des heutigen Chinas für die nicht-sinologischen, aber an China als einem unsere Zeit und Welt mitbestimmenden Lande interessierten Bürger erworben hat. Auch zwei seiner neueren Veröffentlichungen, die ich Ihnen abschließend ans Herz legen möchte, werden ihren Beitrag zum besseren Verständnis dieses Landes leisten.

Oskar Weggel, *Das nachrevolutionäre China - Mit konfuzianischen Spielregeln ins 21. Jahrhundert?* in: *Mitteilungen des Institut für Asienkunde*, Hamburg, Nr. 267, 1996, ISBN 3-88910-170-4, 372 S., DM 48,-.

Wie der Autor im Untertitel seiner Untersuchung andeutet, glaubt er, daß der Konfuzianismus auch in China wieder zu Ehren gekommen ist. Er stellt im ersten Teil seiner Untersuchung dar, was den traditionellen Konfuzianismus ausmachte und wie man ihn als „Ordnungsinstrument“ im neuen China wiederfinden kann. In den weiteren Hauptteilen seines Buches werden die Politik einschließlich der Gesellschaft, der Sicherheit, des Rechtes, der Ausbildung und des Staates, die Wirtschaft und die Kultur behandelt. Dabei stellt Weggel das konfuzianistische „Polster“ dar, in das die jeweiligen Phänomene im alten China eingebettet waren, und konfrontiert dies mit der Handhabung dieser Phänomene im neuen China. Dabei stellt er erstaunliche Parallelen fest.

In seinen Schlußbetrachtungen findet Weggel dann, „daß die Tradition im Denken des Durchschnittschinesen nach wie vor höchst gegenwärtig ist“ (S. 326) und daß zwar „jedes Jahrhundert ... seinen eigenen Konfuzianismus hervorgebracht“ habe (S. 333), dieser aber als „Metakonfuzianismus“ eben auch im heutigen China fortlebt. Und wenn unsere Vorstellungen die Selbstfindung und die Entwicklung in China (und in Rest-Asien) zu behindern versuchten, dann dürfte „spätestens im 21. Jahrhundert“ dieser „Eurozentrismus längst der Vergangenheit angehören“ (S. 337).

Sicherlich ist es für den in Japan lebenden Leser dieses Buches faszinierend, die Erkenntnisse Weggels am Modell Japan zu überprüfen, dessen Wachstum gelegentlich ja ebenfalls auf die Fortwirkung konfuzianistischer Elemente zurückgeführt wird. Ein solcher Vergleich, den jeder aufmerksame Beobachter der japanischen Entwicklung anzustellen vermag, wird zu einer weiteren Gewinnsteigerung bei der Lektüre dieses Werkes führen.

Oskar Weggel, *Alltag in China - Neuerungsansätze und Tradition*. in: *Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, Hamburg* Nr. 275, 1997, ISBN 3-88910-181-X, 273 S., DM 38,-

Während das erstgenannte Werk Weggels gewissermaßen den „Überbau“ behandelte, unter dem sich die chinesische Makrowelt befindet und entwickelt, steigt der Autor hier in den Mikrobereich hinab und stellt uns dar, wie der chinesische Mensch heute lebt, nachdem er das Inferno des zu Ende gehenden Maoismus überlebt hat. Dieser hinterließ natürlich bis heute seine Spuren; aber letzten Endes ist der Chinese Chinese geblieben, und der maoistische Versuch, einen neuen Menschen zu schaffen, muß als restlos mißglückt bezeichnet werden.

Weggel schildert uns nahezu jeden Bereich, in dem sich das Leben des chinesischen Bürgers heute abspielen kann - sei es auf dem Dorfe, in den Städten; sei es beim Essen, bei der Kleidung und Kosmetik, bei der Gesundheit, beim Wohnen und im Verkehr; sei es in den unterschiedlichen Lebensabschnitten, in Ehe und Familie, im Beruf und in der Freizeit, im Verhältnis des Bürgers zur Politik und zur Staatsmacht, zu Kultur und Religion.

Wenn Sie dieses Buch lesen, sparen Sie eine China-Reise! Wenn wir berücksichtigen, daß sich der Alltag auch in China rasch wandelt und die Darstellung Weggels vielleicht ein schon wieder überholtes Szenario wiedergibt, dann muß man auf der anderen Seite jedoch auch wieder festhalten, daß man bei aufmerksamem Studium der zur Verfügung

stehenden Quellen in der Lage ist, ein Bild zu zeichnen, das der Wirklichkeit weitestgehend entsprechen dürfte. Da wir, die uns die Situation in China brennend interessiert, dazu weder die Zeit, noch den Einblick in die Quellen haben, müssen wir Oskar Weggel dafür danken, daß er uns dieses Mosaik zusammengesetzt hat, mit dem der Mensch des chinesischen Alltags uns sehr plastisch gegenübertritt, der in den landläufigen Darstellungen über das „Reich der Mitte“ leider allzu oft in der unübersehbaren Masse untergeht.

Bernhard Großmann

* * * * *

Omiya, Shirō: *The Hidden Roots of Aikido. Aiki Jujutsu Daitoryu. Secret Techniques of an Ancient Martial Art*. Kōdansha International: Tōkyō, New York, 1998, 216 Seiten, ISBN 4-7700-2327-8, 3.200 Yen

Der Titel des Buches *The Hidden Roots of Aikido* führt in die Irre, behandelt das Buch doch nicht das Thema Aikidō, sondern vielmehr den *jūjutsu*-Stil Daitō-ryū. Das Problem ist aber, daß dieser Stil recht unbekannt ist und nur von wenigen trainiert wird. Einen gewissen Bekanntheitsgrad erreichte er erst durch Ueshiba Morihei (1883-1969), den Begründer des Aikidō, der viele Elemente aus dem Daitō-ryū übernahm, unter anderem den Namen seines eigenen Stils.

Der Autor Omiya Shirō, der eine Dan-Graduierung im Daitō-ryū besitzt (leider wird nicht angegeben, welche), möchte mit seinem Buch vor allem Aikidō Praktizierende ansprechen, die sich für die historische Entwicklung der Techniken ihrer Kampfkunst interessieren, und zugleich natürlich ein Interesse für den Daitō-ryū wecken.

Das Buch gliedert sich grob in zwei Teile. Der erste Teil bietet einen kurzen Abriß (insgesamt etwa 30 Seiten) über: a) die Geschichte des Daitō-ryū; b) die theoretischen Grundlagen des Stils - eine vierseitige

Kulturgeschichte des Begriffs *ki* ("Fluidum", "Äther"); c) die grundlegenden Trainingsmethoden (22 Seiten, überwiegend Fotos) und d) den "Geist des Aikidō" - hier werden die spirituellen, psychischen und physischen Implikationen des Begriffs *aiki* ("Harmonisierung des Fluidums") erläutert (zwei Seiten). Im zweiten Teil behandelt der Autor die Techniken des Stils (S. 45-211).

Wie in anderen japanischen Künsten - ob nun Tee-Weg, Ikebana oder Kalligraphie - vermischen sich in den Kampfkünsten, und somit auch im Daitō-ryū, Geschichte und Legende um die Entstehung der Künste und deren Väter (Mütter sind eher die Ausnahme). Die in der Kunst selbst überlieferten Texte über die Entstehungsgeschichte sind in der Regel nur bedingt zuverlässig. Sie vermitteln zumeist keine historischen Tatsachen, sondern sind Ausdruck der geistigen Traditionen, in welche die Kunst bewußt gestellt wird. Die meisten Begründer standen unter dem Zwang, ihrem Stil im Ringen mit anderen Stilen eine gute Ausgangsposition, eine Autorität zu verschaffen. Dieses Ziel wird natürlich am besten durch den Entwurf einer fiktiven Traditionlinie erreicht, die sich auf die Lehren großer Persönlichkeiten oder auf Gottheiten berufen kann.

Ein hervorragendes Beispiel dafür ist, neben Ueshiba Morihei, der sich auf die Drachengottheit Murakumo beruft, Iizasa Ienao (auch: Chōisai, 1387-1488), der Begründer des Shintō-ryū-Fechstils. Nach der Legende wurden ihm im Traum durch die Gottheiten des Katori- (Futsunushi no Kami) und Kashima-Schreins (Take Mikazuchi no Kami) geheime Kampftechniken und spirituelle Lehren vermittelt. Sowohl der Katori-, als auch der Kashima-Schrein waren für die Krieger ein beliebtes Pilgerziel (und sind es für die Kampfkünstler noch heute). Von ihren Opfergaben und Gebeten erhofften sie sich Unterstützung im Kampf. Chōisai stützt sich so ganz auf die Autorität der Gottheiten, die diese in den Dingen des Krieges und Kampfes besitzen.

Der Daitō-ryū führt sich bis auf Minamoto no Yoshimitsu (auch Shinra Saburō, 1045-1127), den Stammvater des Takeda-Clans, zurück. Yoshimitsu soll Stunden damit verbracht haben, weibliche (!) Spinnen beim Fangen ihrer Beute zu beobachten, um das Rätsel der Fluidumskräfte zu lösen (S.13). Um die Effektivität seiner Techniken zu verbessern,

untersuchte er als "Schlachtenbummler" die Wunden der Toten auf den Schlachtfeldern und den Hinrichtungsstätten. Sowohl das Motiv des Lernens am Beispiel der Natur, als auch das Untersuchen der Wunden von Toten sind häufige Muster in den Legenden der Kampfkünste. Die Rückführung des Daitō-ryū bis auf Yoshimitsu verfolgt meiner Meinung nach das Ziel, eine ungebrochene Tradition bis zu den Anfängen des Clans selbst zu entwerfen und beide so untrennbar zu verbinden.

Seit der Edo-Zeit wurde der Daitō-ryū - nachweisbar - als geheime Kampfkunst innerhalb des Takeda-Clans in Aizu (der heutigen Präfektur Fukushima) unterrichtet. Erst mit dem Beginn der Meiji-Zeit und dem Zerfall der alten Ordnung wurde die Kampfkunst durch das damalige Oberhaupt des Stils Takeda Sokaku (1860-1943) der allgemeinen Öffentlichkeit zugänglich gemacht. So war es auch Ueshiba Morihei möglich, bei Sokaku zu trainieren. Beide lernten sich 1915 auf Hokkaidō kennen. Ueshiba leitete zu dieser Zeit eine Siedlergruppe, die Teil eines Regierungsprojektes zur Besiedlung des Nordens war. Als Ueshiba Hokkaidō verließ und als Mitglied der Religionsgemeinschaft Ōmoto-kyō sein eigenes *dōjō* in Ayabe eröffnete, besuchte Takeda Sokaku ihn mehrmals. Später brach der Kontakt jedoch ab.

Der Autor Omiya Shirō sieht den Daitō-ryū auf technischer Ebene als alleinige Wurzel des Aikidō und schließt sein Kapitel über die Geschichte des Stils euphorisch: "The Daitoryu tradition continues in various forms in Japan, and its teachings are slowly being introduced to the rest of the world."(S.16)

Der Autor bezieht sich an dieser Stelle offensichtlich auf Aikidō und vergißt, daß Ueshiba in seinem Leben verschiedene Kampfkünste studiert hat und daß sich das technische Repertoire des Aikidō nicht allein aus dem Daitō-ryū erklären läßt, sondern auf weitere Ursprünge verweist.

Dies wird meiner Meinung nach auch im umfangreichen und gut gelungenen zweiten Teil des Buches deutlich. Hier präsentiert der Autor ungefähr 90 Techniken des Daitō-ryū anhand von Fotoserien (rund 800 Einzelfotografien), die mit einem kurzen erläuternden Text versehen sind. Die Bilder sind gut fotografiert und ermöglichen es dem Leser, die

Techniken Schritt für Schritt nachzuvollziehen. Dadurch lädt dieser Teil auch zu einem Vergleich zwischen Aikidō und Daitō-ryū ein: Grundsätzlich bedienen sich beide Stile vor allem der Hebel und Würfe, wobei im Daitō-ryū mehr *atemi* ("Schlag")-Techniken Anwendung finden.

Die Basistechniken sind zwar in ihrer Bezeichnung identisch (*irimi-nage*, *kotegaeshi* usw.), die Ausführung unterscheidet sich jedoch größtenteils von der im Aikidō üblichen Praxis. Besonders ins Auge fällt, daß es weniger Drehbewegungen (*tenkan*) gibt und der Terminus *tenkan* weder im Text noch im ausführlichen Glossar auftaucht.

Im Aikidō nimmt die *tenkan*-Bewegung eine zentrale Stelle ein: sie ist eines der Charakteristika dieser Kampfkunst. Im Daitō-ryū wird, wie im Aikidō auch, mit dem Schwert und dem *jō* ("Stock") trainiert. Es findet sich allerdings keine *jō kata*. Das technische Repertoire des Daitō-ryū ist weiter gefächert und schließt Techniken ein, die im Aikidō nicht unterrichtet werden - etwa eine Bewegung, bei der der große Zeh des Partners umgedreht wird.

Leider bedient sich dieses Buch im Textteil einer unnötigen Effekthascherei, wie sie sich in vielen Veröffentlichungen über die Kampfkünste findet und womit wohl eine bestimmte Klientel gelockt werden soll. So bleibt fraglich, warum die Wurzeln des Aikidō als "verborgen" und die Techniken des Daitō-ryū als "geheim" bezeichnet werden, auch wenn sie es mal waren.

In den Anmerkungen für den Leser heißt es: "Many techniques described in *The Hidden Roots of Aikido* are dangerous and should be attempted only under the supervision of a master Daitoryu practioner."

Weitere Beispiele für die "tödliche Effektivität" dieser Kampfkunst finden sich. Dabei könnte der Autor gut auf diese Effekthascherei verzichten, denn der zweite Teil, der über zwei Drittel des Buches ausmacht, ist wirklich gut gelungen und wird demjenigen, der ein Interesse an den Techniken des Daitō-ryū und der Entwicklung des Aikidō hat, sicherlich gefallen.

Andreas Niehaus